

KARL OVE KNAUSGÅRD
IM HERBST



KARL OVE KNAUSGÅRD

IM HERBST

Mit Bildern von Vanessa Baird

Aus dem Norwegischen
von Paul Berf

LUCHTERHAND

Brief an eine ungeborene Tochter | 28. AUGUST

SEPTEMBER

Äpfel 23

Wespen 27

Plastiktüten 31

Die Sonne 35

Zähne 39

Schweinswale 43

Benzin 47

Frösche 51

Kirchen 55

Pisse 59

Rahmen 67

Dämmerung 71

Bienenzucht 75

Blut 79

Blitze 83

Kaugummi 87

Tünche 93

Kreuzottern 97

Mund 101

Daguerreotypie 105

Brief an eine ungeborene Tochter | 29. SEPTEMBER

OKTOBER

Fieber 119

Gummistiefel 123

Quallen 127

Krieg 131

Schamlippen 135

Betten 139

Finger 141

Laub 145

Flaschen 147

Stoppelfelder 151

Dachse 155

Säuglinge 159

Autos 163

Einsamkeit 167

Erfahrung 171

Läuse 175

Van Gogh 179

Vogelzug 183

Tanker 187

Erde 191

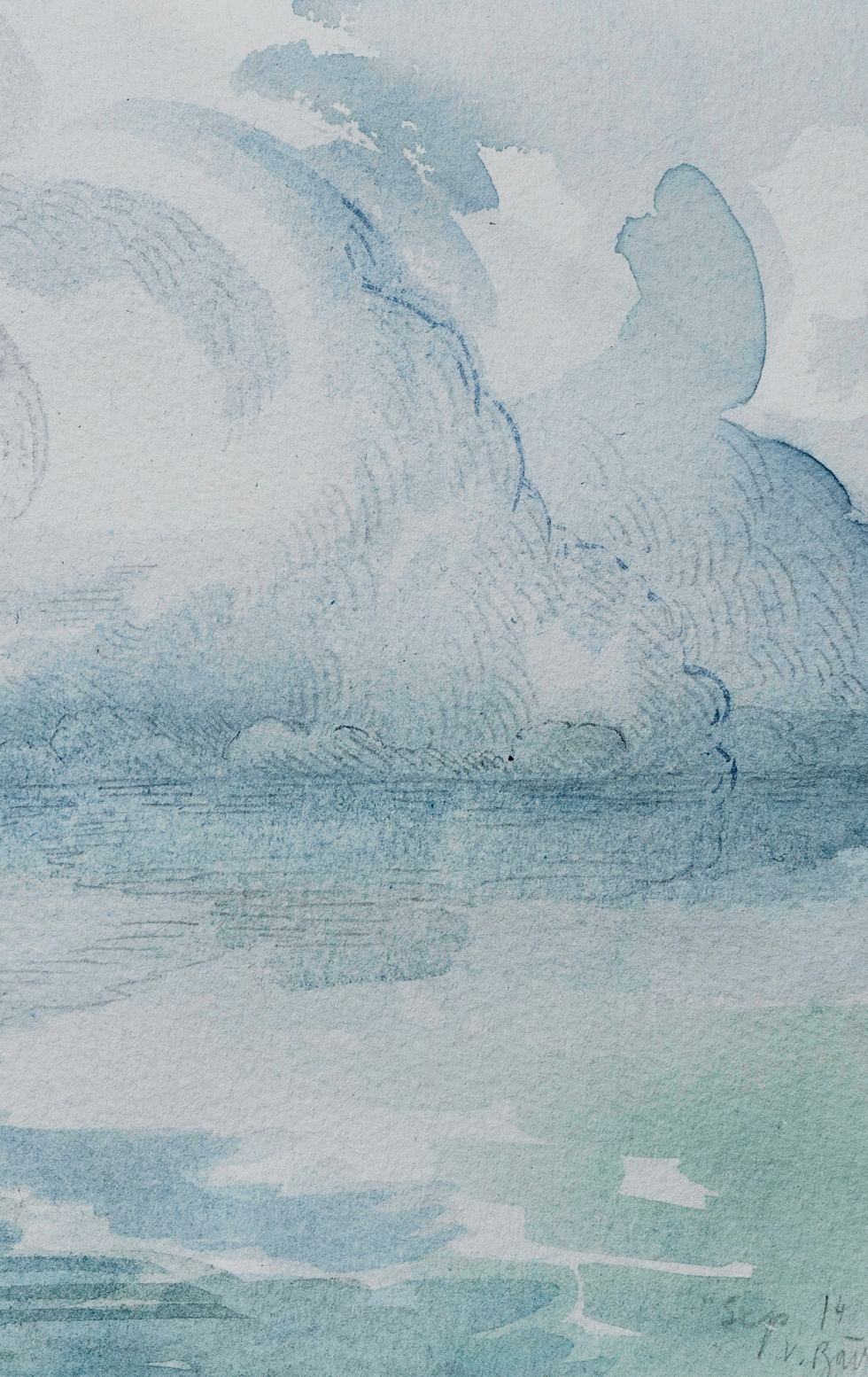
Brief an eine ungeborene Tochter | 22. OKTOBER

NOVEMBER

- Konservendosen 203
- Gesichter 207
- Schmerz 211
- Morgengrauen 215
- Telefone 219
- Flaubert 223
- Erbrochenes 227
- Fliegen 231
- Vergebung 235
- Knöpfe 239
- Thermosflaschen 243
- Die Weide 249
- Toilettenschüsseln 253
- Krankenwagen 257
- August Sander 261
- Schornsteine 265
- Der Raubvogel 269
- Stille 273
- Trommeln 277
- Augen 281



Dove



Sept 14
I.V. BAW

Brief an eine ungeborene Tochter

28. AUGUST. Jetzt, da ich dies schreibe, weißt du nichts von dem, was dich erwartet, in welcher Welt du entstehst. Und ich weiß nichts von dir. Ich habe eine Ultraschallaufnahme gesehen und meine Hand auf den Bauch gelegt, in dem du liegst, das ist alles. Sechs Monate sind es noch bis zu deiner Geburt, und in dieser Zeit kann alles Mögliche passieren, aber ich glaube, das Leben ist stark und unbändig, ich glaube, dass alles gut gehen wird und du gesund und munter und kräftig zur Welt kommen wirst. Das Licht der Welt erblicken wirst, wie man so sagt. Als Vanja, deine älteste Schwester, geboren wurde, war es Nacht und die Dunkelheit voll von wirbelndem Schnee. Unmittelbar bevor sie herauskam, zog eine der Hebammen an mir, du nimmst sie in Empfang, sagte sie, und das tat ich, ein kleines Baby glitt in meine Hände, glatt wie eine Robbe. Ich freute mich so, dass ich weinte. Als eineinhalb Jahre später Heidi geboren wurde, war es Herbst und der Himmel bedeckt, es war kalt und feucht, wie so oft im Oktober, sie kam am Vormittag, es war eine schnelle Geburt, und als der Kopf schon draußen war, der Rest des Körpers jedoch noch nicht, drang ein leiser Ton über ihre Lippen, es war ein so beglückender Moment. John, so heißt dein großer Bruder, kam in einer Kaskade aus Wasser und Blut, das

Zimmer hatte keine Fenster, man fühlte sich wie in einem Bunker, und als ich hinterher hinausging, um eure beiden Großmütter anzurufen, überraschte mich das Licht draußen und dass das Leben weiterging, als wäre nichts Besonderes passiert. Es war der fünfzehnte August 2007, ungefähr fünf oder sechs Uhr, in Malmö, wohin wir im Sommer des Vorjahres gezogen waren. An jenem Abend fuhren wir später zu einem Patientenhotel, und am Tag darauf holte ich deine Schwestern, denen es großen Spaß machte, eine grüne Gummieidechse auf seinen Kopf zu setzen. Dreieinhalb und knapp zwei Jahre waren sie damals alt. Ich machte Fotos, eines Tages werde ich sie dir zeigen.

So erblickten sie das Licht der Welt. Nun sind sie groß, nun haben sie sich an die Welt gewöhnt, und es ist eigenartig, dass sie so verschieden, so ganz und gar sie selbst sind, es immer schon waren, vom ersten Augenblick an. Ich nehme an, dass es bei dir genauso sein wird und du schon die bist, die du sein wirst.

Drei Geschwister, eine Mutter und ein Vater, das sind wir. Das ist deine Familie. Ich erwähne das als Erstes, weil es das Wichtigste ist. Gut oder schlecht, warm oder kalt, streng oder lieb, das spielt keine Rolle, dies ist das Wichtigste, dies sind die Beziehungen, durch die du die Welt sehen wirst und die, direkt oder indirekt, in Gestalt von Widerstand und Unterstützung deine Wahrnehmung von fast allem formen werden.

Im Moment, in diesen Tagen, geht es uns gut. Als die Kinder heute in der Schule waren, fuhren deine Mutter und ich nach Limhamn, zu einem Café dort, und in der Spätsommerwärme – es war ein ganz fantastischer Tag, Sonne, blauer Himmel, ein Hauch von Herbst in der Luft und alle Farben irgendwie tief, aber auch klar – sprachen wir darüber, wie du heißen sollst. Ich hatte Anne vorgeschlagen, falls du ein Mädchen bist, und Linda meinte daraufhin, der Name gefalle ihr sehr, er habe etwas Leichtes und Helles, und wir möchten, dass man dies mit dir verbindet. Falls du ein Junge bist, sollst du, schlugen wir vor, Eirik heißen. Dann hast du den gleichen Laut im Namen wie deine drei Geschwister – ein *j* –, denn wenn du die Namen laut aussprichst, haben sie ihn alle – Vanja, Heidi, John.

Nun schlafen sie, alle vier. Ich sitze in meinem Arbeitszimmer, das eigentlich ein kleines Haus mit zwei Zimmern und einer Mansarde ist, und schaue über den Hof zu dem Haus hinüber, in dem sie liegen, zu den dunklen Fenstern, die unsichtbar wären, wenn es dahinter nicht die Straßenlaternen gäbe, deren Licht die Küche mit einem schwachen, gespenstischen Schein erfüllt. Dieses Haus sind eigentlich drei nebeneinanderliegende Häuser, die zu einem verbunden wurden. Zwei davon sind aus rot lackiertem Holz, eines ist aus weißgetünchtem Stein. Einst wohnten Familien darin, die auf einem der großen Bauernhöfe hier arbeiteten. Zwischen diesen

beiden Häusern liegt ein Gästehaus, das wir das Sommerhaus nennen. Innerhalb des Hufeisens, das sie gemeinsam bilden, liegt der Garten, der sich etwa dreißig Meter bis zu einer weißen Mauer erstreckt. Dort stehen zwei Pflaumenbäume, ein alter, an dem ein Ast so breit gewachsen und gleichzeitig so schwer geworden ist, dass er von zwei Krücken gestützt werden muss, und ein junger, den ich letztes Jahr im Sommer gepflanzt habe, jetzt trägt er zum ersten Mal Früchte, außerdem ein Birnbaum, auch er alt und viel höher als das Haus, sowie drei Apfelbäume. Einer der Apfelbäume war in einer ziemlich schlechten Verfassung, viele der Äste waren abgestorben, er wirkte leblos und starr, aber dann beschnitt ich ihn Anfang des Sommers, was ich noch nie getan hatte, und ich steigerte mich hinein, schnitt immer mehr ab, ohne darauf zu achten, was dabei herauskam, bis ich endlich, spätabends, herunterstieg und ein paar Schritte zurücktrat, um den Baum in Augenschein zu nehmen. Entstellt war das Wort, das mir zu ihm einfiel. Mittlerweile sind die Zweige nachgewachsen, das Laub ist üppig, und er hängt voller Äpfel. Diese Erfahrung habe ich bei der Gartenarbeit gemacht – es gibt keinen Grund, vorsichtig zu sein oder sich vor etwas zu fürchten, das Leben ist so robust, es kommt gewissermaßen in Kaskaden, blind und grün, und das ist zuweilen beängstigend, weil auch wir leben, aber sozusagen unter kontrollierten Bedingungen, die

uns veranlassen, das Blinde, das Wilde, das Chaotische, sich zur Sonne Streckende zu fürchten, das aber meist schön ist, in einer tieferen Weise als das Visuelle, denn die Erde riecht nach Fäulnis und Dunkelheit, wimmelt von flitzenden Käfern, sich windenden Würmern, die Blumenstiele sind saftig, die Blüten randvoll mit Düften, und die Luft, kalt und schneidend, warm und feucht, erfüllt von Sonnenstrahlen oder Regen, legt sich um die nach innen gewandte Haut wie Umschläge aus Gegenwärtigkeit. Hinter dem Haupthaus liegt die Straße, die hundert Meter weiter in einer Art stillgelegtem, halbindustriellem Gelände endet, die Gebäude haben Wellblechdächer und die Fenster sind zersprungen, Motoren und Radachsen liegen davor und verrostet halb im Gras verschwunden. Auf der anderen Seite, hinter dem Haus, in dem ich sitze, liegt ein großes Hofgebäude aus rotem Backstein, es ist schön, wie es dort zwischen all dem grünen Laub steht.

Rot und grün.

Dir sagt das nichts, aber für mich liegt so viel in diesen beiden Farben, etwas an ihnen zieht mich magisch an, und ich glaube, das ist einer der Gründe dafür, warum ich Schriftsteller geworden bin, denn ich spüre diese Anziehungskraft so stark und begreife, dass sie wichtig ist, aber mir fehlen die Worte, um es auszudrücken, und deshalb weiß ich nicht, was es ist. Ich habe es versucht, und ich habe kapituliert. Die Kapitulation sind die

Bücher, die ich veröffentlicht habe. Eines Tages kannst du sie lesen, und vielleicht wirst du dann verstehen, was ich meine.

Das Blut, das in den Adern fließt, das Gras, das auf der Erde wächst, die Bäume, oh, die Bäume, die sich im Wind wiegen.

All das Fantastische, dem du bald begegnen, das du bald sehen darfst, verliert man so leicht aus den Augen, und es gibt fast so viele Arten, dies zu tun, wie es Menschen gibt. Deshalb schreibe ich dieses Buch für dich. Ich will dir die Welt zeigen, wie sie ist und wie sie uns umgibt, die ganze Zeit. Nur indem ich das tue, kann ich selbst sie sehen.

Was macht das Leben lebenswert?

Kein Kind stellt diese Frage. Für Kinder ist das Leben selbstverständlich. Das Leben versteht sich von selbst: Ob es gut oder schlecht ist, spielt keine Rolle. So ist es, weil sie nicht die Welt sehen, nicht die Welt studieren, nicht die Welt überdenken, sondern so tief in der Welt sind, dass sie zwischen ihr und sich selbst nicht unterscheiden. Erst wenn das geschieht, wenn ein Abstand zwischen dem entsteht, was sie sind, und dem, was die Welt ist, meldet sich die Frage: Was macht das Leben lebenswert?

Ist es das Gefühl, die Klinke herabzudrücken und die Tür aufzuschieben und zu spüren, wie sie auf ihren Scharnieren nach innen oder außen schwingt, immer

leicht und willig, und daraufhin in einen neuen Raum zu gelangen?

Ja, die Tür schlägt auf wie ein Flügel, und das allein macht das Leben schon lebenswert.

Hat man viele Jahre gelebt, ist diese Tür selbstverständlich. Das Haus ist selbstverständlich, der Garten ist selbstverständlich, der Himmel und das Meer sind selbstverständlich, selbst der Mond, der nachts über den Häuserdächern hängt und scheint, ist selbstverständlich. Die Welt spricht für sich selbst, aber wir hören nicht zu, und da wir uns nicht mehr in ihrer Tiefe aufhalten und sie als einen Teil unserer selbst erleben, ist es, als würde sie für uns verschwinden. Wir öffnen die Tür, aber es hat keine Bedeutung, es ist nichts, nur etwas, was wir tun, um von einem Zimmer in ein anderes zu gelangen.

Ich möchte dir unsere Welt zeigen, wie sie jetzt ist: die Tür, den Fußboden, den Wasserhahn und die Spüle, den Gartenstuhl an der Mauer unter dem Küchenfenster, die Sonne, das Wasser, die Bäume. Du wirst sie auf deine eigene Weise sehen, du wirst deine eigenen Erfahrungen machen und dein eigenes Leben führen, so dass ich dies natürlich vor allem mir selbst zuliebe tue: dir die Welt zu zeigen, meine Kleine, macht mein Leben lebenswert.

SEPTEMBER



Äpfel

Aus irgendeinem Grund sind die Früchte im Norden mühelos zugänglich, sie haben nur eine dünne, leicht durchbeißbare Schale über dem Fruchtfleisch, was für Birnen und Äpfel genauso gilt wie für Pflaumen, man kann sie einfach so verspeisen, während Früchte, die weiter südlich wachsen, häufig von einer dicken, ungenießbaren Schale umgeben sind, wie zum Beispiel Orangen, Mandarinen, Bananen, Granatäpfel, Mangos und Passionsfrüchte. Normalerweise bevorzuge ich, ausgehend von meinen sonstigen Vorlieben im Leben, Letzteres, zum einen, weil der Gedanke, dass man sich Genuss durch eine vorausgehende Arbeit verdienen muss, bei mir sehr ausgeprägt ist, zum anderen, weil ich mich seit jeher zum Verborgenen und Geheimen hingezogen gefühlt habe. An der Oberseite der Apfelsine ein Stück Schale herauszubeißen und für eine kurze Sekunde den bitteren Geschmack wahrzunehmen, der in die Mundhöhle schießt, um zwischen Schale und Fruchtfleisch Platz für den Daumen zu schaffen, und die Frucht anschließend Stück für Stück zu schälen, entweder, wenn die Schale dünn ist, in kleinen Fetzen, oder, wenn die Schale dick und die Verbindung zum Fruchtfleisch lose ist, in einem einzigen langen Streifen, hat zudem etwas von einem Ritual, fast so, als

befände man sich zunächst im Säulenhof des Tempels und bewegte sich dann langsam auf den innersten Raum zu, wenn die Zähne in die dünne, blanke Haut beißen und der Fruchtsaft in den Mund rinnt und ihn mit seiner Süße füllt. Sowohl die Arbeit als auch das Geheime, die Unzugänglichkeit, steigern den Wert des Genusses. Äpfel sind da anders. Man braucht bloß die Hand auszustrecken, nach dem Apfel zu greifen und hineinzubeißen. Keine Arbeit, kein Geheimnis, einfach direkter Genuss, das fast explosive Freisetzen des scharfen, frischen und säuerlichen, aber trotzdem immer auch süßen Apfelgeschmacks im Mund, der zuweilen die Nerven zucken lässt und nicht selten auch die Gesichtsmuskeln dazu bewegt, sich zu verziehen, als wäre der Abstand zwischen Mensch und Apfel exakt so groß, dass dieser Schock in Miniaturform nie völlig verschwindet, ganz gleich, wie viele Äpfel man in seinem Leben gegessen hat.

Als ich noch recht klein war, begann ich, den ganzen Apfel zu essen, nicht nur das Fruchtfleisch, sondern auch das gesamte Kerngehäuse mit allen Kernen und sogar den Stiel. Nicht, weil es mir schmeckte, glaube ich, auch nicht, weil mich der Gedanke antrieb, ich dürfe nichts verschwenden, sondern weil das Verspeisen des Griebes und Stiels sich dem Genuss widersetzte. Es war eine Art Arbeit, wenngleich in umgekehrter Reihenfolge: erst die Belohnung, dann der Job. Für mich ist es bis heute

undenkbar, einen Apfelbutzen fortzuwerfen, und wenn ich sehe, dass meine Kinder es tun – manchmal schmeißen sie halb gegessene Äpfel weg –, bin ich entrüstet, sage aber nichts, denn ich möchte, dass sie das Leben bejahen und eine Beziehung des Überflusses zu ihm haben. Ich möchte, dass sie fühlen, das Leben zu führen ist leicht. Deshalb habe ich auch meine Einstellung zu Äpfeln geändert, nicht willentlich, sondern weil ich mehr gesehen und mehr verstanden zu haben glaube und deshalb heute weiß, dass es nie um die Welt an sich geht, sondern immer darum, wie wir zu ihr in Beziehung treten. Dem Geheimen steht das Offene gegenüber, der Arbeit die Freiheit. Letzten Sonntag fuhren wir zum Strand, zehn Kilometer von hier, es war einer dieser ersten Herbsttage, in die sich der Sommer hineinstreckt, um sie fast völlig mit seiner Wärme und Ruhe auszufüllen, und gleichzeitig waren alle Touristen seit Langem nach Hause zurückgekehrt, und der Strand lag menschenleer. Ich machte mit den Kindern einen Spaziergang in den Wald, der bis zum Ufer hinunter wächst und größtenteils aus Laubbäumen besteht, zwischen die sich die eine oder andere rotstämmige Kiefer mischt. Die Luft war warm und stand, die Sonne hing schwer von Licht am leicht dunkelblauen Himmel. Wir folgten einem Weg tiefer hinein, und dort, mitten im Wald, stand ein Apfelbaum und hing voller Früchte. Die Kinder waren genauso erstaunt wie ich, Apfelbäume wachsen in Gärten, nicht wild im Wald.

Können wir die essen, fragten sie. Ich sagte Ja, bedient euch. In einem plötzlichen Aufblitzen, ebenso erfüllt von Glück wie von Trauer, begriff ich, was Freiheit war.

Wespen

Wespen haben einen zweigeteilten Körper, dessen hinterer Teil geformt ist wie eine Art leicht gerundeter Kegel mit einer glatten und glänzenden Oberfläche, wohingegen der vordere runder und nur ein Drittel so groß ist, dafür gehen von diesem jedoch die Beine, Flügel und Fühler ab. Das gelbschwarze Muster, die glänzende Oberfläche und die abgerundete Kegelform lassen den hinteren Teil aussehen wie ein kleines Osterei oder vielleicht auch wie ein winziges Fabergé-Ei, studiert man ihn nämlich genauer, fällt einem ins Auge, wie regelmäßig und schön das Muster ist; wie dünne Bänder teilen die schwarzen Streifen das Gelb, und wo die schwarzen Punkte neben den Streifen liegen, gleicht dies sorgsam lackierten Brettern. Die Härte, die uns nicht groß erscheint, es ist kaum mehr als ein leichter Druck mit den Fingern erforderlich, um die Schale aufplatzen und das weiche Innere herausquellen zu lassen, die aber in der Welt der Wespe panzerartig sein muss, lässt einen an eine Rüstung denken, und wenn die Wespe mit ihren sechs Beinen, zwei Flügelpaaren und zwei Fühlern heranfliegt, erscheint sie einem beinahe wie ein Ritter in voller Montur. Dieser Gedanke kam mir vorige Woche, als das Wetter sommerlich schön war und ich beschloss, die Gelegenheit zu nutzen, um die

Westwand des Hauses zu streichen. Ich wusste, dass in der Belüftungsöffnung ein Wespennest war, denn wenn wir abends ins Bett gingen, hörten wir häufig ihr Summen hinter der Wand, und es hörte genau dort auf, wo die Wespen hineinkrochen, und gelegentlich hatte es eine von ihnen auch in unser Zimmer geschafft, obwohl Fenster und Tür geschlossen waren. Als ich die Leiter anlehnte und mit Farbeimer und Pinsel in der Hand hoch genug gestiegen war, um die Bretter unter dem Dachfirst zu erreichen, dachte ich nicht an sie, denn obwohl sie nur einen Meter von unserem Bett entfernt lebten, hatten sie sich nie gegen uns gewandt, und es schien uns, als existierten wir für sie überhaupt nicht oder als wären wir nur ein Teil des Hintergrunds, vor dem sie ihr Leben führten. An diesem Nachmittag änderte sich das allerdings. Kaum hatte ich begonnen zu streichen, als auch schon ein schwaches Scharren aus der Belüftungsöffnung an mein Ohr drang; eine Wespe krabbelte heraus, hob summend vom Rand ab, flog etwa zwanzig Meter hoch, wo sie nur ein winziger Punkt vor dem gewaltigen Blau des Himmels war, ehe sie direkt auf mich zusteuerte, während zur selben Zeit eine weitere Wespe aus der Belüftung krabbelte und dann noch eine und noch eine. Insgesamt fünf Wespen flogen um mich herum. Ich versuchte, sie mit der linken Hand fort zu wedeln, vorsichtig, um nicht von der Leiter zu fallen, was aber natürlich aussichtslos war. Sie stachen mich nicht, aber die aufdringlichen Bewegun-